

1. Preis Kategorie B (16-18 Jahre)

Fiona Höland: „Wie entscheidest du dich?“

11:53 Uhr, Dienstag, 21. Dezember 2021, stand in der oberen rechten Ecke meines iPads. Vor mir rauchende Köpfe, neben mir rauchende Köpfe, und hinter mir das Geräusch einer Klassenkameradin, die auf die Knöpfe ihres Taschenrechners tippte. Häufige Seufzer, gelegentliches Öffnen von Wasserflaschen. Und das Klingeln meines Handys in der Jackentasche. Strafblicke der Lehrerin. Eine mir unbekannte Nummer wurde angezeigt, und bevor ich das Handy auf lautlos stellen konnte, klingelte es ein weiteres Mal, diesmal ein Anruf meines Vaters. Nach wenigen Minuten brummte mein Handy in der Jackentasche, schließlich war es nur auf lautlos gestellt. Peinlich berührt schaltete ich es ganz aus und wendete mich, jegliche Blicke vermeidend, den Übungsaufgaben auf meinem iPad zu.

In der Pause schließlich schaltete ich es wieder ein, 10 Anrufe in Abwesenheit von drei verschiedenen Nummern: einer unbekannt, die meines Vaters und die meiner Tante Tusch, eigentlich Tatjana, aber "Tusch", weil cooler für jemanden, der in der Modeindustrie arbeitet und Single ist. Und noch bevor ich irgendjemanden zurückrufen konnte, wurde mir das Handy meiner besten Freundin an das Ohr gehalten. "Deine Tante", sagte sie, und ich sah, wie sie sich über die Lippen leckte, was sie immer tat, wenn sie nervös war. Sieben Minuten später war die Pause aus, der Pausenhof still und wie leergefegt, außer mir, meiner besten Freundin und der Vertrauenslehrerin, die wir schweigend nebeneinanderstanden, die Hände in den Jackentaschen, und auf meine Tante warteten.

Meine Mutter war im Supermarkt vor dem Kühlregal mit den Joghurts bewusstlos zusammengebrochen. Ein Aneurysma. Und obwohl man seit mehreren Stunden operierte, gab es wohl nichts mehr, was man noch tun konnte. Meine Tante kam, in ihrem schwarzen Smart, passend zum Anlass.

Im Krankenhaus warteten wir schon wieder, die Hände in den Jackentaschen, diesmal sitzend. Mein Vater kam nach 4 1/2 Stunden. Er war von Barcelona aus in das erste Flugzeug gestiegen, das er bekommen hatte, und sofort nach München gekommen. Erst als ich mich in der Situation fand, meine Tante zu trösten, bemerkte ich, dass ich eigentlich gar nichts fühlte. Und auf einmal fühlte ich mich schlecht, eben weil ich nichts fühlte. Ich hatte das Gefühl, dass sich alle anderen, die Schwestern und Ärzte, Tuschki und mein Vater wunderten, warum ich nicht weinte, und dass sie dachten, meine Mutter wäre mir egal. Also versuchte ich zu weinen, an furchtbar traurige Sachen zu denken, wie den Tod meines Hamsters vor 11 Jahren, aber stattdessen tröstete ich meine Tante.

Nach vier weiteren Stunden kamen zwei Ärzte auf uns zu, in OP-Hauben. Der eine stellte sich als Herr Dr. Waßmann vor und nahm die Haube ab. "Es tut mir sehr leid", sagte er. "Wir konnten nichts mehr tun." Meine Tante begann haltlos zu schluchzen, und mein Vater, der zwischen uns saß, nahm ihre rechte und meine linke Hand in seine. "Natürlich wollen wir Ihnen in dieser schweren Situation erst einmal Ruhe und Zeit geben. Allerdings sind noch einige Fragen offen, die wir schnellstmöglich klären sollten." Wir nickten alle drei zustimmend. Herr Dr. Waßmann zog sich einen Stuhl heran. „Wie Ihnen vorhin ja bereits mitgeteilt wurde, ist durch ein gerissenes Aneurysma eine Blutung im Schädel entstanden. Der Druck im Schädelinneren hat sich dadurch extrem erhöht. Es war

uns durch keine Maßnahme möglich, ihn zu senken. Je höher der Druck im Schädel steigt, umso weniger wird das Gehirn durchblutet und mit Sauerstoff versorgt, was zur Folge hat, dass die Gehirnstrukturen sukzessive zerfallen.“ Tuschi schniefte. „Zwei Fachärzte haben unabhängig voneinander durch verschiedenste Verfahren den Ausfall der Gehirnfunktion diagnostiziert.“ Herr Dr. Waßmann wandte sich an mich. „Ihre Mutter ist hirntot.“ „Nein!“, sagte Tuschi. „Was bedeutet das?“, fragte ich vorsichtig. „Das bedeutet, dass Teile des Gehirns zunehmend absterben und damit eine Rückkehr ins Leben ausgeschlossen ist.“ Ich schluckte. „Ihre Mutter ist aber an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen, der Körper wird künstlich beatmet und gewärmt.“ „Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, und ich sage ganz klar: nein!“, schniefte Tuschi. Herr Dr. Waßmann seufzte. „Frau Samiento hat keinen Organspendeausweis, in ihrer Patientenverfügung steht nichts über eine Organspende und auch sonst liegen uns keine schriftlichen Stellungnahmen dazu vor. Sie ist zwar hirntot, ihr Körper arbeitet aber im gewohnten Rhythmus und ihre Organe könnten gespendet werden.“ Dr. Waßmann wandte sich an meinen Vater. „Sie sind nicht als Ehepartner oder Lebenspartner von Frau Samiento eingetragen...“ „Nein,“, mein Vater schüttelte den Kopf. „Wir waren nie wirklich zusammen und hatten in den letzten Jahren auch kaum Kontakt mehr.“ Herr Dr. Waßmann warf mir bedauernd einen Blick zu. „Demnach sind Sie als volljähriges Kind dazu befähigt, sich für eine Organspende zu entscheiden.“ „Oder dagegen.“, warf Tuschi ein. „Oder so“, nickte Herr Dr. Waßmann. „Dafür haben Sie etwa 24 Stunden Zeit.“ „Es ist kurz vor Weihnachten, Herrgott nochmal!“, rief Tuschi aus. „Und wie dämlich können solche Bestimmungen eigentlich sein, dass ein gerade 18 Jahre alt gewordenes Kind über den Körper der Mutter entscheiden soll?! Sie hat doch gar

keine Ahnung!“ Herr Dr. Waßmann hob beschwichtigend die Hände. „So regelt es das Transplantationsgesetz. Außerdem bekommen Sie jede Menge Infomaterial, eine Trauerbegleiterin und Sie beide stehen ja sicherlich auch helfend zur Seite.“ Tuschi holte tief Luft, um zu einer neuen Schimpftirade anzusetzen, aber mein Vater schaltete sich ein. „Wir sprechen darüber, vielen Dank.“ Damit war das Gespräch beendet, und die beiden Ärzte verabschiedeten sich, nicht ohne uns noch einmal ihr Beileid ausgesprochen zu haben.

Es war mitten in der Nacht, als wir in Tuschis Wohnung ankamen, nach Hause hatte ich nicht gewollt. Mir wurde vieles ganz langsam bewusster und realer, und ich fühlte mich, als würde ich jede Sekunde vor Erschöpfung einschlafen. Schlafen konnte ich trotzdem nicht. Kleine eigentlich unbedeutende Momente mit meiner Mutter poppten vor meinen Augen auf, und mein Magen grummelte, obwohl mir jedes Mal schlecht wurde, wenn ich an das schon längst kalte Pizzastück auf dem Nachttisch dachte. Das warme Licht der Deckenlampe warf riesige Kreise an die Wände, und ich fühlte mich vollkommen klein und alleine. Hinter der Zimmertür hörte ich Tuschi mit meinem Vater heftig diskutieren. Sowas kannte ich überhaupt nicht, schließlich hatte ich meinen Vater, wenn überhaupt, einmal im Jahr in Barcelona oder Sankt Petersburg oder Turin oder Helsingborg oder wo auch immer besucht, und meine Mutter hatte so gut wie nie einen Partner mit zu uns nach Hause genommen, geschweige denn ihn übernachten lassen, während ich zuhause war. Neben den Stimmen außerhalb des Zimmers hörte ich noch das regelmäßige Brummen meines Handys, wenn Nachrichten eingingen. Ich legte das Handy neben mir aufs Kopfkissen und mit jedem Brummen wurde mein Atem tiefer, bis ich schließlich doch einschlief.

„Überleg es dir gut, mein Schatz.“, sagte Tuschi zum gefühlt tausendsten Mal am nächsten Morgen. „Es ist ein Eingriff in die Natur, in den natürlichen Weg des Sterbens. Sterben ist ein Prozess, man stirbt nicht auf einmal. Im Tibetischen Totenbuch heißt es, dass die Seele drei Tage braucht, um sich von ihrem Körper zu lösen, und in dieser Zeit nicht gestört werden soll – dafür sind unsere 24 Stunden viel, aber mal sowas von viel zu kurz.“ „Du und deine Esoterik. Nichts davon ist bewiesen und erforscht. Die Organspende ist dafür eine ziemlich erforschte Sache. Anja war gesund, sportlich, sozial engagiert. Sie selbst wird nicht mehr weiterleben, aber ihre Organe können es.“, mein Vater blätterte durch einen Flyer der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. „So a Schmarrn.“, schaltete sich meine Oma ein, die vor wenigen Minuten mit Brötchen an Tuschis Wohnungstür geklingelt hatte. „Domit pfuscht man in des Werk Gottes, und des därf ma ned! Ned du, ned Tuschi, die Kloane ned und I a neda.“ „Warum hat sich Anja eigentlich gar keine Gedanken dazu gemacht?!“, mein Vater nahm eine der vielen Broschüren, die sich auf dem Tisch häuften. „Weil der Tod ein Thema ist, dem wir Menschen uns gerne enthalten. Ganz einfach.“ Tuschi stand auf und machte die Kaffeemaschine an.

Ich ging duschen. Da war ich alleine, ohne die lauten Gedanken der Anderen. Ich wusste, dass sie mir helfen wollten. Aber ich wollte meine eigene Entscheidung treffen, mir eine eigene Meinung bilden und nicht von den Anderen beeinflusst werden. Was würde ich an Mamas Stelle wollen? Beziehungsweise – was würde Mama wollen? Und schon wieder war ich an dem Punkt, an dem mir Denken viel zu schwer vorkam, also schlüpfte ich schnell aus der dampfenden Dusche, verband mich mit der Bluetooth-Box und machte California Dreamin` von den Mamas &

Papas an, Mamas und mein Lieblingslied. Und dann war ich endlich an dem Punkt, an dem ich weinen konnte, meine Tränen sich mit dem Duschwasser vermischten und sich nichts mehr in meinem Kopf befand, außer dem Songtext.

Ich drückte mich vor einer Entscheidung. Als wir, zurück im Krankenhaus, eine Stunde schweigend nebeneinandergesessen hatten, schlug Tuschi vor, dass wir alle gemeinsam entscheiden könnten. Aber nach einer Stunde diskutieren war mir klar, dass wir immer wieder auf unseren Ausgangspunkt zurückkommen würden: Tuschi und Oma, die keine Organspende wollten, mein Vater, der für eine Organspende war, ich, die überhaupt keinen Plan hatte, letztendlich aber wohl oder übel entscheiden musste, und das alles in einer Situation, in der wir alle eigentlich noch gar nicht wirklich klar denken konnten.

„Ich weiß nicht, wie Mama darüber gedacht hat, und ich werde es niemals wissen. Ich weiß nicht, ob ich an die Seele, Gott oder die Medizin glaube!“, rief ich schließlich den Tränen nahe und schlug mit der Faust auf die Plastikarmlehnen. „Ich weiß, dass wir mit einer Spende durchschnittlich 3 Leben retten könnten. Ich will aber nicht, dass Mama dadurch eventuell Schmerzen erleidet oder ihre Seele sich nicht von der Erde trennen kann. Wie kann ich denn über das Leben, bzw. Nicht-Leben eines anderen Menschen bestimmen? Woher soll ich diese Fähigkeit nehmen?!“ „Entschuldigung,“, sagte eine alte Dame, die nicht weit von uns entfernt saß, mit leiser Stimme. „Wie furchtbar unhöflich von mir, aber ich kam nicht umhin, Ihnen zuzuhören.“ Sie öffnete mit zitterigen Händen ihren Geldbeutel und hielt mir eine abgegriffene Schwarzweißfotografie unter die Nase. „Das ist meine Zwillingsschwester. Ich habe die Maschinen heute abstellen

lassen. Sie hatte ein wunderbares, erfülltes Leben.“ Der Mund der alten Dame verzog sich zu einem faltigen Lächeln. „Frag dich nicht, was deine Mutter wollte oder was du willst. Frag dich, wie du sie in Erinnerung behalten möchtest, deine Mutter. Frag dich das. Und dann entscheide für dich. Denn du bist diejenige, die ein ganzes Leben mit dieser Entscheidung leben muss.“ Sie nickte mir ein paar Mal bekräftigend zu diesen Worten zu. Herr Dr. Waßmann stand vor uns, ihm fiel seine Frage sichtlich schwer. „Haben Sie sich entschieden?“ Ich schaute eine Weile auf den Boden und knibbelte an meinen Fingernägeln. Dann nickte ich.